

Udo Rauchfleisch

Die heterosexuelle Ehe –

Leitbild für lesbische und schwule Partnerschaften?

IMMER wieder wird, vor allem von kirchlicher Seite, die heterosexuelle, monogame, auf Lebenszeit geschlossene Ehe als das »Mass aller Dinge« angeführt. Dies hat zur Folge, dass alle anderen Lebensformen und Partnerschaften in die Defensive gedrängt werden und unter den Druck geraten, sich am Referenzmodell der heterosexuellen Ehe messen lassen zu müssen. Das Absurde in dieser Situation liegt nicht zuletzt darin, dass die traditionelle Ehe heute auch für heterosexuelle Frauen und Männer längst nicht mehr die einzige verbindliche Lebensform ist. Nicht wenige heterosexuelle Paare ziehen, in der Gegenwart eine Ehe nicht mehr in Betracht, und ausserdem zeigen die hohen Scheidungsraten in Mitteleuropa und in den USA, dass die monogame, auf Lebenszeit geschlossene Ehe allenfalls eine Leitidee darstellt, jedoch auch im heterosexuellen Bereich keineswegs mehr Allgemeinverbindlichkeit besitzt.

Wie jede Lebensform haben selbstverständlich auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften ihre je eigenen Probleme. Es ist jedoch eine klischeehafte, der Realität nicht entsprechende Annahme, Lesben und Schwule müssten zwangsläufig konflikthafte Beziehungen miteinander führen oder seien gar beziehungsunfähig. Wie im folgenden zu zeigen sein wird, bieten gerade die Schwierigkeiten, denen Lesben und Schwule sich in ihren Partnerschaften gegenübersehen, zugleich auch eine grosse Chance und können besonders kreative Beziehungsgestaltungen ermöglichen. Es gilt deshalb, die spezifische Situation gleichgeschlechtlicher Partnerschaften genauer zu untersuchen und vom Modell der traditionellen heterosexuellen Ehe abzugrenzen.

Probleme und Chancen gleichgeschlechtlicher Partnerschaften

Ein wesentliches Problem gleichgeschlechtlicher Partnerschaften liegt darin, dass es Lesben und Schwulen in unserer an-heterosexuellen Standards orientierten Gesellschaft weitgehend an Modellen für ihre Partnerschaften fehlt. Sie haben

die heterosexuelle Ehe ihrer Eltern kennengelernt und erleben von Kindheit an um sich herum auch andere Beispiele für heterosexuelle Beziehungen. Die Partnerinnen und Partner einer gleichgeschlechtlichen Beziehung betreten deshalb im Grunde Neuland, wenn sie nach Formen für ihr Zusammenleben suchen. Sie können sich bei der Gestaltung ihrer Partnerschaft nicht wie heterosexuelle Menschen an überkommenen Traditionen orientieren, die ihrer Partnerschaft eine gewisse Struktur zu geben vermöchten. Es gibt für gleichgeschlechtliche Partnerschaften auch keine tradierten Rituale, wie sie im heterosexuellen Bereich beispielsweise in Form von Trauungen, dem Feiern von Hochzeitstagen und ähnlichen Anlässen bestehen. Die derzeit geführte Diskussion um Segnungsfeiern für lesbische und schwule Paare zeigt, wie wichtig es für gleichgeschlechtliche Paare ist, solche Rituale zu entwickeln (s. *Symalla & Walthers*, 1997). Gleichzeitig wird in dieser Diskussion aber auch sichtbar, dass von seiten der Kirchen zum Teil wenig Verständnis für die grosse Bedeutung solcher Rituale aufgebracht wird, würde doch sonst kein so zähes Ringen um die Einführung von Segnungshandlungen stattfinden. So kommt es zu der paradoxen Situation, dass aus kirchlichen Kreisen immer wieder das Argument zu hören ist, gleichgeschlechtliche Beziehungen seien wenig tragfähig und wenig dauerhaft, und von eben den gleichen Personen diesen Partnerschaften gerade das vorenthalten wird, was den Beziehungen grössere Stabilität verleihen könnte (*Rauchfleisch*, 1996).

Erschwerend für gleichgeschlechtliche Partnerschaften wirkt sich auch die Tatsache aus, dass sie in etlichen Ländern noch immer nicht rechtlich und gesellschaftlich legalisiert sind und aus Angst vor Diskriminierungen (*Knoll et al.*, 1997) oft geheimgehalten werden müssen und höchstens einem kleinen Kreis enger Freunde bekannt sind. Jede weitergehende Öffnung birgt für die Betroffenen die Gefahr in sich, Opfer von Anfeindungen und Ausgrenzungen zu werden. Diesen Verbindungen fehlt somit gerade das, was in vielen heterosexuellen Ehen ein starkes Band bildet, und zwar ein Band, das im Verlaufe der Jahre sogar noch an Stärke gewinnt, da die Ehegatten in ihren Beziehungen zu anderen Menschen, im beruflichen wie im privaten Kreis, zumeist als Paar und nicht so sehr als Einzelpersonen angesprochen werden. Bei Lesben und Schwulen hingegen ist es im allgemeinen umgekehrt: Sie werden, wenn ihre Partnerschaft überhaupt bekannt ist, in den seltensten Fällen und nur von engsten Freunden als Paar betrachtet, was konkrete Konsequenzen für private Einladungen, für die Teilnahme an offiziellen Anlässen und für viele weitere soziale Kontakte hat. Im allgemeinen werden sie als Einzelpersonen angesprochen, und es wird somit von aussen her nichts zur Festigung ihrer Partnerschaft beigetragen.

Die bisherigen Ausführungen könnten den Eindruck entstehen lassen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften seien bestenfalls so etwas wie »defizitäre heterosexuelle Ehen« und zeichneten sich vor allem durch eine Häufung von Proble-

men aus. Neben allen tatsächlich bestehenden Schwierigkeiten, mit denen Lesben und Schwule sich auseinandersetzen müssen, liegen in diesen Partnerschaften jedoch auch *besondere Chancen*, die es wahrzunehmen und zu gestalten gilt. Die Tatsache, dass es für gleichgeschlechtliche Partnerschaften kaum Modelle gibt, an denen Lesben und Schwule sich orientieren könnten, kann sich insofern gerade als positiv erweisen, als sie den Partnerinnen und Partnern wesentlich grössere Freiräume für individuelle, kreative Beziehungsgestaltungen lässt, als heterosexuelle Paare sie im allgemeinen besitzen respektive wahrnehmen. Dies betrifft beispielsweise die Regulierung von Nähe und Distanz, die bei lesbischen und schwulen Paaren im allgemeinen viel individueller gehandhabt wird, indem etwa die Partnerinnen bzw. Partner nicht permanent in der gleichen Wohnung leben oder im Falle der gemeinsamen Wohnung sich im ganz konkreten Sinne eigene Räume schaffen, die ihnen die für sie nötigen Expansionsmöglichkeiten und Freiheiten lassen. In dieser Hinsicht haben es gleichgeschlechtliche Paare leichter als heterosexuelle Ehegatten, die sich im allgemeinen in einem viel stärkeren Masse an konventionelle Lebensformen gebunden fühlen und bei Abweichungen vom allgemein »Üblichen« bei ihrer Umgebung erhebliche Irritation auslösen würden.

Die kreative Gestaltung betrifft ferner die Rollen, welche die Partnerinnen und Partner einnehmen. Hier besteht in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften die grosse Chance, sich gerade nicht an Rollenklischees aus der heterosexuellen Welt zu orientieren und sie nicht unreflektiert zu übernehmen, sondern eine egalitäre, ganz individuelle Rollendefinition und -verteilung anzustreben. Dies kann dann auch, wie sich aus einer eigenen Untersuchung (Krüger-Lebus & Rauchfleisch, 1999) an lesbischen Paaren mit und ohne Kinder ergab, bei gleichgeschlechtlichen Paaren zu wesentlich grösserer Zufriedenheit in der Partnerschaft führen. Der Schriftsteller Edmund White hat die Besonderheit gleichgeschlechtlicher Partnerschaften eindrücklich in seinem Essay »Die Freuden des schwulen Lebens« (1996) dargestellt: »Unsere Beziehungen haben wenig gesellschaftliche oder gesetzliche Realität. Demzufolge müssen wir uns die Liebe ganz neu erfinden. Schwule Liebende müssen sich Verträge und Übereinkünfte ausdenken, die zu ihnen passen. Hausarbeiten, Geldangelegenheiten, gesellschaftliche Verpflichtungen – diese Aufgaben müssen zugeteilt werden. Geschlechterrollen im Bett, geschlechtsspezifisches Verhalten ausserhalb des Bettes ... – diese Dinge müssen entschieden werden«.

An dieser Stelle erhebt sich die Frage, ob gleichgeschlechtliche Partnerschaften, wenn sie gut »funktionieren«, der heterosexuellen Ehe vergleichbar sind, ja vielleicht sogar, wie das Zitat von Edmund White andeutet, »bessere« Beziehungen sind als die heterosexuelle Ehe. Meine Antwort auf diese Frage ist eine doppelte: ja und nein. Gewiss gibt es bei Lesben und Schwulen Beziehungen, die im

Hinblick auf ihre Dauer und Struktur und in ihrer Qualität stark an heterosexuellen Ehen orientiert sind und dabei ausserdem noch die erwähnten Vorteile aufweisen. Daneben gibt es aber auch die im Hinblick auf Schwule immer wieder genannten hohen Zahlen von Sexpartnern und die Erfahrung von zum Teil nur geringer Dauerhaftigkeit ihrer Partnerschaften. Bei lesbischen Frauen finden wir im allgemeinen stabilere, länger dauernde Partnerschaften als bei Schwulen. Fragen wir nach den Ursachen dieser geschlechtsspezifischen Unterschiede innerhalb des homosexuellen Kollektivs, so verstehe ich sie nicht als Ausdruck einer Frauen oder Männern gleichsam von Geburt an mitgegebenen Eigenschaft. Es liegt vielmehr die Interpretation nahe, darin die Auswirkungen der spezifisch männlichen respektive spezifisch weiblichen Sozialisation zu sehen. Offensichtlich orientiert sich die Erziehung von Frauen, gleichgültig ob heterosexuell oder lesbisch, nach wie vor an dem Leitbild der monogam lebenden, lang dauernde Beziehungen pflegenden Frau, während es gleichsam zum sozialen »Markenzeichen« des Mannes, gleichgültig ob schwul oder heterosexuell, gehört, eine grössere Zahl von sexuellen Beziehungen vorweisen zu können.

Aber auch diese Erklärung bedarf noch einer weiteren Spezifizierung, aufgrund derer ich der Ansicht bin, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen im letzten nicht heterosexuellen Ehen gleichgesetzt werden können. Die erwähnte grosse Zahl von sexuellen Beziehungen im Leben von Schwulen übersieht die Tatsache, dass dies häufig nur die eine Seite der Medaille ist. Es ist gerade eine Besonderheit schwuler Partnerschaften, dass hier eine Beziehungsform gepflegt wird, in der einerseits eine konstante Partnerschaft besteht, die absolute Priorität vor allen anderen Beziehungen besitzt und in der dauerhafte sexuelle und zärtliche Interessen gebunden sind, und andererseits gleichzeitig auch flüchtige sexuelle Kontakte zu anderen Männern eingegangen werden. Es ist nicht zuletzt diese Art des Beziehungsverhaltens, das schwulen Männern die negative Etikettierung der Promiskuität eingetragen hat, wobei hier nur am Rande angemerkt sei, dass dieser Begriff zur Charakterisierung dieser Situation nicht geeignet ist, da wir von Promiskuität nur dann sprechen können, wenn bei einem Menschen prinzipiell die Unfähigkeit besteht, dauerhafte Bindungen einzugehen, und aufgrund von Beziehungsängsten die Sexualpartner immer wieder gewechselt werden. Die bei Schwulen anzutreffende Beziehungsform einer sich über lange Zeit erstreckenden Partnerschaft mit einem signifikanten Partner und zugleich unterhaltenen flüchtigen sexuellen Beziehungen zu anderen Männern wird von Aussenstehenden häufig missverstanden, da sich, wie *Dannecker* (1991) mit Recht zu bedenken gibt, »den Beobachtern der homosexuellen Subkultur nur die dort vorherrschende flüchtige Seite der Objektbeziehungen zeigt«, und sie aus dem Beobachteten »auf eine tiefverankerte Neigung zur Promiskuität unter homosexuellen Männern (schliessen), und sie konstruieren, sofern ihnen die andere Seite der Homosexua-

lität überhaupt in den Blick gerät, einen polaren Gegensatz zwischen ungebundenen Homosexuellen, die man in der Subkultur findet, und gebunden lebenden homosexuellen Männern, die dort nicht auftauchen«.

Eine Besonderheit gleichgeschlechtlicher Partnerschaften liegt schliesslich auch darin, dass die Partnerinnen und Partner oft – und zwar vermutlich wesentlich häufiger als im heterosexuellen Bereich – selbst nach Auflösung der Partnerschaft und Eingehen neuer Bindungen die Beziehung zu den ehemaligen Partnern in freundschaftlicher Weise weiter pflegen. Ein 66jähriger schwuler Mann, der zur Zeit des mit ihm geführten Interviews in einer 29 Jahre dauernden Partnerschaft lebte, hat diese Situation in eindrücklicher Weise beschrieben: »Die Tatsache, dass ich stets einen festen Partner hatte, hiess allerdings nicht, dass ich daneben nicht auch andere, zumeist flüchtige sexuelle Erlebnisse gehabt hätte. Daraus ergaben sich für mich keinerlei Probleme, denn für mich stand absolut fest, dass der »feste« Partner die Hauptrolle in meinem Leben spielte. Der jeweilige Hauptpartner wusste, dass ich ab und zu Nebenbeziehungen hatte, und ich gestand auch ihm solche Begegnungen zu. Das berührte unsere Freundschaft, in der im Verlaufe der Zeit mitunter die Sexualität keine wesentliche Rolle mehr spielte, im Grunde gar nicht. Ich habe mich dem Hauptpartner immer am engsten verbunden gefühlt. Gerade die sexuellen Abenteuer haben mir dann vor Augen geführt, wie froh ich war, in der Beziehung zum festen Freund zu leben. Die sexuellen Begegnungen mit anderen Partnern gefielen mir zwar, aber ich stellte jeweils voller Zufriedenheit fest, wie gut ich es in der festen Beziehung hatte. Es ist interessant, dass ich zu allen »Ehemaligen« nach wie vor Kontakt habe. Wir schreiben uns, besuchen uns hin und wieder und fühlen uns, obwohl unsere feste Beziehung lange vorbei ist, einander doch nach wie vor verbunden. Ich empfinde das als sehr schön und bin dankbar für diese jahrzehntelang bestehenden Beziehungen« (Rauchfleisch, 1995).

Die hier von einem schwulen Mann berichtete Erfahrung steht in Übereinstimmung mit der Ansicht Edmund Whites, der in seinen Essays »Das gefundene Paradies« und »Der schwule Philosoph« die Bedeutung der unter Schwulen bestehenden Freundschaft besonders hervorhebt: »Weil das schwule Leben nicht institutionalisiert ist und weil, zumindest potentiell, jeder jedermanns Partner werden kann, sind Liebesbeziehungen sehr viel salopper als unter Heteros. Diese Saloppheit wird noch dadurch gesteigert, dass man es mit Angehörigen des eigenen Geschlechts zu tun hat, das heisst Menschen, die mit den selben Erwartungen und Werten programmiert sind. In dieser gelassenen Bruderschaft aus Sexualität und Geselligkeit, die beherrscht ist vom männlichen Geist der Jagd, haben dramatische Trennungen die Neigung, sich rasch zu vertraulichen Freundschaften zu klären. Immer wieder habe ich es erlebt, dass zwei Männer aufgehört haben, ein Liebespaar zu sein, und trotzdem weiter beisammen wohnen«.

»Die meisten Schwulen, die ich kenne, haben innige, schon seit langem bestehende Freundschaften, die ihnen die Stetigkeit und Geborgenheit schenken, die alle Menschen offensichtlich nötig haben. Da Freundschaften nicht auf der hochexplosiven und launenhaften Wirkungskraft des Sex beruhen, sondern eher auf dauerhafteren Übereinstimmungen wie gleichen Interessen und Lebensstilen, scheinen Freundschaften dazu bestimmt zu sein, zur wichtigsten Stütze der einsamen Menschheit zu werden, sollten die ehelichen Bande im Zeitalter der Pille reißen. Ich hege keine Abneigung, weder gegen schwule, noch gegen heterosexuelle Liebesbeziehungen. Ich meine nur, es ist an der Zeit, dass die Homosexuellen die Metaphern hervorbringen, die dem wirklichen Inhalt ihres Lebens entsprechen und ihren Erfahrungen Nachdruck verleihen, statt sie zu verunglimpfen« (1996).

Fazit

Wenn es überhaupt möglich ist, etwas Allgemeinverbindliches über gleichgeschlechtliche Partnerschaften auszusagen, so ist es die Tatsache, dass wir es mit sozial, rechtlich und spirituell wenig unterstützten Beziehungsformen zu tun haben und dass den Partnerinnen und Partnern kaum Modelle zur Verfügung stehen, an denen sie sich orientieren könnten. Zugleich eröffnet das Fehlen solcher Modelle Lesben und Schwulen für ihre Beziehungen aber gerade auch Freiräume, die viele heterosexuelle Paare nicht besitzen, oder um es genauer zu sagen: sich nicht nehmen respektive nicht zu nehmen wagen. Aus diesen Gründen finden wir im homosexuellen Bereich ein wesentlich grösseres Spektrum an Beziehungsgestaltungen und, wenn die Partnerinnen und Partner sich ihrer grossen Möglichkeiten bewusst sind und sie kreativ zu gestalten vermögen, eine egalitärere Rollenverteilung und eine individuellere Rollengestaltung als in vielen traditionellen heterosexuellen Ehen.

Es erscheint mir wichtig, nicht nur die Klippen und Probleme gleichgeschlechtlicher Partnerschaften wahrzunehmen, sondern sich auch der ihnen innewohnenden besonderen Chancen bewusst zu sein. Dies eröffnet einerseits neue Freiräume für kreative Beziehungsgestaltungen und führt andererseits auch zu einem grösseren Selbstbewusstsein, wie *Edmund White* es in seinem Hinweis formuliert hat: »Heutzutage kommen mehr und mehr Hetero-Paare zu dem Schluss, dass die traditionelle Ehe nicht funktioniert. Die Frauenbewegung, ein neues Beharren auf Selbstverwirklichung, der Eintritt von immer mehr verheirateten Frauen ins Arbeitsleben, die Lockerung überkommener religiöser Bande, eine neue sexuelle Freizügigkeit – alle diese Dinge zwingen heterosexuelle Menschen, die Institution Ehe immer wieder einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Ich möchte behaupten, dass wir Schwulen schon jahrelang diesen quälenden Fragen ausge-

setzt sind – und dass wir in gewisser Weise eine Avantgarde darstellen. Heteros könnten sehr wohl etwas von uns lernen, weil wir die Streitpunkte schon gesichtet haben, auch wenn wir noch nicht zu Lösungen gekommen sind, die auf jedermann anwendbar sind« (1996).

Literatur

- Dannecker, M.: Der homosexuelle Mann im Zeichen von Aids. Klein Verlag, Hamburg 1991
- Knoll, Ch.; Edinger, M.; Reisbeck, G.: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. Edition gay studies im Profil Verlag, München 1997
- Krüger-Lebus, S.; Rauchfleisch, U.: Zufriedenheit von Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften mit und ohne Kinder. System Familie (1999, im Druck)
- Rauchfleisch, U.: Die stille und die schrille Szene. Erfahrungen von Schwulen im Alltag. Herder, Freiburg/Br. 1995
- Rauchfleisch, U.: Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. 2. Aufl. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1996
- Symalla, Th.; Walther, H.: Systemische Beratung schwuler Paare. Deutsche Aids-Hilfe, Carl-Auer-Verlag, Heidelberg 1997
- White, E.: Die brennende Bibliothek. Essays. Kindler, München 1996